

MÜNCHENER UNIVERSITÄTSSCHRIFTEN
Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften

JÜDISCHE GESCHICHTE
ALTE HERAUSFORDERUNGEN, NEUE ANSÄTZE

herausgegeben von
Eli Bar-Chen und Anthony D. Kauders



HERBERT UTZ VERLAG MÜNCHEN
2003

Gedruckt mit Unterstützung aus Mitteln
der Münchener Universitätschriften

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch be-
gründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des
Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Wiedergabe
auf photomechanischem oder ähnlichem Wege und der Spei-
cherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur
auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH 2003

ISBN 3-8316-0291-3

Printed in Germany

Herbert Utz Verlag GmbH, München
Tel.: 089-277791-00 · Fax: 089-277791-01
utz@utzverlag.de · www.utzverlag.de

Inhalt

Eli Bar-Chen, Anthony D. Kauders	
Vorwort	9
Michael Brenner	
Orchideenfach, Modeerscheinung oder ein ganz normales Thema? Zur Vermittlung von Jüdischer Geschichte und Kultur an deutschen Universitäten	13
Eli Bar-Chen	
Die Juden unter dem Halbmond	25
Marcus Pyka	
„Israel“ und Diaspora in der jüdischen Geschichtsschreibung	35
Gideon Reuveni	
Juden und Geld. Mythos und Historiographie	47
Heike Specht	
Die Familie Feuchtwanger und die Tradierung von jüdischer Religiosität und Identität im 19. und 20. Jahrhundert	59
Michael Heinzmann	
Judentum und Religion	77
Michael Heinzmann	
„Tallit oder Pallium“ – jüdischer Gebetsmantel oder Philosophenmantel? Einige Überlegungen zur „Jüdischen Philosophie“	91
Avinoam Shalem	
Die komplexe Identität Jüdischer Kunst	103
Rachel Perets	
Die hebräische Sprache	111
Mirjam Triendl	
Verzuckerte Bücher. Im Zwischenraum der Texte	123

Axel Drecol	
Finanzverwaltung und Judenfrage. Die Rolle des Fiskus bei der Entziehung, Verwaltung und Verwertung jüdischen Vermögens, dargestellt am Beispiel jüdischer Ärzte Münchens	143
Anthony D. Kauders	
Vergangenheitsbewältigung am Beispiel Münchens	167
Ulrich Baumgärtner	
„Holocaust education“ oder Geschichtsunterricht? Politisch-moralische Herausforderungen des historischen Lernens in der Schule	178
Auswahlbibliographie zur jüdischen Geschichte und Kultur	194
Autorinnen und Autoren	206

Michael Brenner

Orchideenfach, Modeerscheinung oder ein ganz normales Thema?

Zur Vermittlung von Jüdischer Geschichte und Kultur an deutschen Universitäten

Im Jahr 1838 richtete Leopold Zunz, der profilierteste Vertreter der genau zwei Jahrzehnte vorher begründeten Wissenschaft des Judentums ein Schreiben an seinen Lehrer Wilhelm Martin Leberecht de Wette: „Wenn ich mich in der Wissenschaft des Judentums, die den Inhalt meines Lebens ausmacht, nicht allseitig vervollkomme, so haben daran die Widerwärtigkeiten schuld, mit denen ein jüdischer Gelehrter zu kämpfen hat, der vielerlei sagen und tun muß, sein Dasein zu fristen, selten Mittel zu Reisen hat und der Anfeuerung durch einen belebenden Zuhörerkreis entbehrt. Und doch! Wie sehr täte die Besetzung eines Lehrstuhls für jüdische Literatur an unseren Universitäten not!“ Was Zunz unter jüdischer Literatur verstand – er hatte es 1818 in seinem bahnbrechenden Aufsatz „Etwas über die rabbinische Literatur“ umrissen – würde man heute wohl eher als Judaistik oder Jüdische Studien bezeichnen. Das Konzept der Wissenschaft des Judentums, wie es von Zunz wesentlich geprägt wurde, beinhaltet all das, was sich unter den Begriffen Geschichte und Kultur der Juden, hebräische Sprachwissenschaft, jüdische Philosophie, aber auch Kunst und Musik zusammenfassen lässt.

Zunz und seine Kollegen waren auch weiterhin den „Widerwärtigkeiten“ des Lebens von Wissenschaftlern ausgesetzt, denen die Anerkennung vonseiten der etablierten akademischen Zunft verwehrt blieb und deren Einnahmen aus ihrer akademischen Tätigkeit, in den Worten Zunz’ „mit dem Einkommen eines Hühnerschächters in würdiger Parallele“ standen. Zehn Jahre nach jenem persönlichen Schreiben wandte sich Zunz nun offiziell, beflügelt durch das von ihm aktiv unterstützte revolutionäre Geschehen, an den preußischen Kultusminister. Am 25. Juli 1848 beantragte er die Errichtung eines Lehrstuhls für „jüdische Geschichte und Literatur der Juden aus dem Zeitraum der letzten zweitausend Jahre“. Er begründete dies damit, dass es sich um ein Gebiet handle, das an deutschen Uni-

versitäten nicht gelehrt werde, „da jüdische Wissenschaft mit den Juden in ein Ghetto verwiesen war. Das Ghetto ist gesprengt, aber die Verweisung geblieben.“

Die philosophische Fakultät der Berliner Universität setzte zur Beratung über diesen Vorschlag eine Kommission ein, der neben anderen angesehenen Gelehrten auch Leopold von Ranke angehörte und die den Vorschlag noch im gleichen Jahr ablehnte, was auch sofort auf Zustimmung des Ministeriums stieß. Als Hauptgrund wurde hierfür genannt: „Eine Professur, die mit dem Nebengedanken gestiftet würde, das jüdische Wesen in seiner Besonderheit ... geistig zu stützen und zu bekräftigen, widerspräche dem Sinne der neuen die starren Unterschiede ausgleichenden Freiheit. Sie wäre eine Bevorzugung der Juden, ein Missbrauch der Universität.“ Da auch keine besonderen Professuren für preußische oder deutsche Geschichte bestünden, „wird es nicht zweckmäßig sein, daß die jüdische Geschichte aus dem wissenschaftlichen Verbanne mit der allgemeinen herausgerissen werde.“¹

Wie Susannah Heschel unlängst versuchte aufzuzeigen, lag die beständige Weigerung, der Wissenschaft des Judentums einen festen Platz im deutschen akademischen System einzuräumen, im Grunde genommen viel tiefer, als es ebengenannte Begründung vermuten ließe. Indem für die jüdischen Gelehrten die Hebräische Bibel und die rabbinische Literatur inklusive des Talmud – nicht aber die griechisch-römische Tradition oder das Neue Testament – den Grundstock der westlichen Zivilisation bildeten, konstruierten sie eine Art Gegengeschichte zur christlich geprägten Wissenschaftstradition. Eine Akzeptanz der Wissenschaft des Judentums und ihrer Grundthesen wäre somit einer Erschütterung des allgemein akzeptierten Wissenschaftsbildes gleichgekommen, in dem das Christentum die einzig legitime Religion darstellte.² Heschel überträgt damit die postkolonialen

¹ Die vorangegangenen Zitate sind nachzulesen in L. Geiger: Zunz im Umgang mit Behörden und Hochgestellten, in: *Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums* 60 (1916), S. 253 u. 258. Vgl. auch A. Jospe: *The Study of Judaism in German Universities before 1933, I hope we will find ways of cooperation*, in: *Year Book of the Leo Baeck Institute* 27 (1982), S. 295-313, und insbesondere die aufschlussreichen Ausführungen von H. Simon: *Wissenschaft vom Judentum in der Geschichte der Berliner Universität*, in: *Kairos. Zeitschrift für Judaistik und Religionswissenschaft* 30/31 (1988/89), S. 133-142.

² S. Heschel: *Revolt of the Colonized: Abraham Geiger's Wissenschaft des Judentums as a Challenge to Christian Hegemony in the Academy*, in: *New German Critique* 77 (Summer 1999), S. 61-85, hier bes. S. 62.

Theorien Edward Saids aus dem Bereich der Orientalismusforschung auf die Sichtweise der deutschen Wissenschaftler und insbesondere der Theologen des 19. Jahrhunderts auf das Judentum. War der in der Wissenschaft legitimierte Blick Europas auf den Orient ein rein äußerer und sich auf die Vormoderne beschränkender, so waren Heschel zufolge „christliche Studien vom Judentum ... auch Versuche, eine deutlich andere (oder alternative oder neue) Welt zu kontrollieren, zu manipulieren und gar sich einzuverleiben. Das Judentum übernahm in der christlichen Theologie die Funktion des Anderen, dessen Negierung das Christentum bestätigt, ja gar konstituiert.“³

Noch lange sollte die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Judentum im akademischen Bereich auf die christliche Sichtweise, so etwa das Institutum Judaicum, wie es in Leipzig und später auch in Berlin entstand, beschränkt werden. Bemühungen, dies nach dem 1. Weltkrieg zu ändern, nahmen nur vorsichtig Form an und waren in erster Linie auf jene neuen Universitäten beschränkt, die weniger traditionsbeladen waren und deren Begründung nicht zuletzt den zahlreichen jüdischen Förderern zu verdanken war. So ist es sicherlich kein Zufall, dass die prominenteste Lehrposition auf diesem Gebiet während der Weimarer Republik an der Universität Frankfurt angesiedelt war. Doch selbst diese, von Martin Buber vertretene Stelle für Religionswissenschaft und jüdische Ethik, war kaum mehr als ein besserer Lehrauftrag. Und kein Zufall war es auch, dass ausgerechnet nach 1933 die wissenschaftlichen Institutionen, die sich – wie es nun hieß – mit der „Judenfrage“ auseinandersetzten, aus dem Boden sprossen. In Berlin, in München und in Frankfurt waren so genannte Historiker damit beschäftigt nachzuweisen, welchen Schaden die jüdische Präsenz im deutschen und europäischen Kultur- und Wirtschaftsleben über Jahrhunderte hinweg verursachte. Es sei nur als Randbemerkung angefügt, dass einige der damals geschriebenen Werke auch lange nach dem Fall des Dritten Reiches unbekümmert zitiert wurden, dass einige der in „Instituten zur Judenfrage“ entstandenen Manuskripte in den fünfziger Jahren ihre Verleger fanden und dass nicht wenige der seinerzeit besonders Aktiven bis zu ihrem Tod ein unbekümmertes Dasein in der Bundesrepublik pflegten, sich mitunter durch Orden und Auszeichnungen schmücken ließen.

³ Ebd., S. 63.

Das also war, in aller Kürze, die Ausgangslage nach 1945. Eine Wissenschaft des Judentums, die im Deutschland des 19. Jahrhunderts unter jüdischen Forschern entstanden war, aber niemals volle Anerkennung im akademischen Kontext erfuhr, hatte sich nun vollends in die neuen Zentren USA und Israel verlagert.⁴ Aus Deutschland waren die Träger dieser Disziplin mit ihren anderen Glaubensgenossen vertrieben worden oder hatten ihren gewaltsamen Tod gefunden. Unter der nichtjüdischen Öffentlichkeit kam es wiederum erst sehr langsam zu einer ernsthaften Beschäftigung mit der nun entstandenen Lücke. Als Meilensteine zu nennen wären hierbei: die 1959 von einer Gruppe Intellektueller (unter ihnen Heinrich Böll) in Köln begründete Bibliothek „Germania Judaica“, die 1963/64 ebenfalls in Köln gezeigte Ausstellung „Monumenta Judaica“ über 2000 Jahre jüdischen Lebens am Rhein sowie die Gründungen der ersten Judaistik-Institute in Berlin und Köln (1963 und 1966). Nicht zu vergessen ist, dass bereits seit 1952 der Sprachwissenschaftler Adolf Leschnitzer für jedes zweite Semester aus den USA nach Berlin zurückkehrte, um dort deutsch-jüdische Geschichte zu lehren. Unter seinen Studenten befanden sich diejenigen Historiker, die später die Grundlagen zu einem systematischen Neubeginn des Studiums der deutschen Juden legen sollten, so etwa Reinhard Rürup, Monika Richarz und Stefi Jersch-Wenzel.

Seit Mitte der sechziger Jahre also kann man von einer Institutionalisierung Jüdischer Studien in Deutschland sprechen, auch wenn der Begriff der „Jüdischen Studien“ erst viel später auftauchen sollte. Man kann von dieser Zeit an zwei große Motive, und daher abgeleitet, Themenschwerpunkte innerhalb der Disziplin ausmachen, die beide in der intensiven Beschäftigung mit den Naziverbrechen ihre Ursache finden: Zum einen der historische Ausgangspunkt, der den Rahmenbedingungen in der deutsch-jüdischen Geschichte vor allem des 19. Jahrhunderts nachging und zu zahlreichen wichtigen Untersuchungen über Emanzipation, Assimilation und modernen Antisemitismus führte. Zum zweiten der theologische Ausgangspunkt, der nicht nur nach dem vormodernen christlichen Antijudaismus fragte, sondern auch das Judentum als eigene Kultur in nachchristlicher Zeit untersuchte und damit den traditionellen Anspruch der Kirchen, in der Zeit Jesu vom „Spätjudentum“ zu sprechen, unterließ.

⁴ Siehe hierzu meinen Aufsatz: Jüdische Studien im internationalen Kontext, in: M. Brenner und S. Rohrbacher: Wissenschaft vom Judentum: Annäherungen nach dem Holocaust. Göttingen 2000, S. 42-57.

Diese überschaubare Szene war mehr oder weniger bis Ende der siebziger Jahre intakt, als die Gründung der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg 1979 den Auftakt für eine zweite Gründungswelle bedeutete. In Heidelberg gab es anders als an den kleinen Judaistikinstituten nicht ein oder zwei, sondern sieben oder acht Professoren, die nun einen breiten Fächerkanon von Bibel und Talmud über Geschichte, Philosophie, Literatur bis hin zu Soziologie, Musik und Kunst abdeckten. Freilich musste man hier in der Regel auf ausländische Gastwissenschaftler zurückgreifen, die nur für ein Jahr oder ein Semester kamen. Daneben kam es in den achtziger und vor allem neunziger Jahren zu mehreren Institutsgründungen für jüdische Geschichte, jüdische Studien oder Judaistik, so etwa in Duisburg, Potsdam und Leipzig. In Düsseldorf, München, Halle und Erfurt wurden Lehrstühle für bestimmte Teildisziplinen innerhalb der Jüdischen Studien eingerichtet.

Das Ganze erfolgte in einem gesellschaftlichen Umfeld, das sich vor allem mit Fragen der jüngsten deutschen und deutsch-jüdischen Vergangenheit immer wieder in unterschiedlicher Form und Intensität auseinander setzte. Einige Stichworte mögen genügen: die Anne-Frank-Tagebücher, der Eichmann-Prozess, der Sechs-Tage-Krieg von 1967 und die Studentenrevolte von 1968, die Ausstrahlung der Fernsehserie „Holocaust“, der Historikerstreit, Schindlers Liste, Goldhagen, Finkelstein und Walser.

Es hätte angesichts der Ungeheuerlichkeit der historischen Ereignisse gar nicht anders sein können, als dass die systematische Ermordung von Juden durch Deutsche den Blick der Deutschen auf die jüdische Geschichte und Kultur auch Jahrzehnte nach den Taten dominiert. Dabei wird mit wachsendem Abstand freilich eines immer klarer: Die Reduzierung jüdischer Geschichte auf die Opferrolle, auf die Verfolgungsgeschichte allein wird nicht nur den historischen Tatsachen nicht gerecht, man leistet damit auch den Betroffenen selbst keinen willkommenen Dienst. In den Schulen und in den Buchläden bedeutet jüdische Geschichte weiterhin fast ausschließlich Geschichte des Antisemitismus und der Verfolgung oder wird dann relevant, wenn sie auch im christlichen Religionsunterricht eine Rolle spielt.

Sowohl in der Forschung wie auch in der universitären Lehre findet sich zweifellos ein breites Spektrum von jüdischen Themen, die von der antiken jüdischen Mystik bis zur Aufklärung, von mittelalterlicher Buchmalerei zur jiddischen Literatur, von den Bräuchen des fränkischen Landjudentums bis zum Schmuck der nordafrikanischen Juden reichen. Dennoch täuscht auch hier das Bild: Diese Spezialisierung findet sich vor allem an den wenigen genannten Insti-

tuten und Lehrstühlen. Wie sieht es aber an den meisten Universitäten aus oder in den historischen Überblickswerken? Hier taucht jüdische Geschichte weiterhin in der Regel nur dann auf, wenn sie für die allgemeine, sprich: deutsche Geschichte relevant ist. Um nur zwei Beispiele zu nennen: In den meisten Überblickswerken zur deutschen Geschichte wird man zu 1848 in der Regel weder eine Darstellung der jüdenfeindlichen Ausschreitungen noch der Tatsache, dass jüdische Politiker erstmals eine nationale Rolle spielten, in den Text integriert finden. Wenn es um die Weimarer Republik geht, liest und hört man viel von der zunehmenden Bedrohung der Juden durch den Aufstieg des Rechtsextremismus, aber kaum etwas von innerjüdischen Entwicklungen, von Themen wie dem Aufstieg des Zionismus, den religiösen Unterschieden zwischen Orthodoxen und Liberalen oder einer blühenden hebräischen Kultur mitten im Berlin der zwanziger Jahre. Diese Themen muten exotisch an, doch gehören sie nicht zur Geschichte der Weimarer Republik ebenso wie ihre Cabarets und Straßenkämpfe, wie Diskussionen um Sozialversicherung und Wissenschaftspolitik?

Wie sieht es mit der Berücksichtigung jüdischer Geschichtsschreibung in deutschsprachigen Standardwerken aus? In dem renommierten, von Rüdiger vom Bruch und Rainer Müller herausgegebenen „Historikerlexikon“ findet sich auch in der 2. Auflage von 2002 kein einziger der großen Historiker der jüdischen Geschichte, von Heinrich Graetz über Simon Dubnow bis hin zu Salo Baron, freilich aber Karl Alexander von Müller, der neben seinem Lehrstuhl in München auch die Forschungsabteilung Judenfrage des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschland leitete, und Hermann Kellenbenz, vieldekoriertes Wirtschaftshistoriker, dessen Werk über die „Sephardim an der unteren Elbe“ an eben jenem Institut seine Wurzeln hatte. Auf die Verstrickungen jener und anderer Historiker in der NS-Zeit wird zwar durchaus eingegangen, auch haben Historiker jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft in dem Lexikon Platz gefunden, doch eben nicht die Historiker, die sich vorrangig mit jüdischer Geschichte beschäftigten. Es mag einfach Zufall sein, aber es mag auch etwas mit dem marginalen Stellenwert der jüdischen Geschichte in der allgemeinen Geschichtsschreibung zu tun haben: Sie wird auch hier vorwiegend wahrgenommen als eine Verfolgungsgeschichte, der Blick von außen alleine wird sichtbar.